



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Rose, Anton Heinrich: Carl Jentsch †

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Carl Jentsch †

Von Dr. phil. Anton Heinrich Rose

Am 28. Juli ist der greise Nestor der deutschen Publizistik Carl Jentsch, aus Reife, in dem schlesischen Bade Ziegenhals, wo er dieses Jahr seine gewohnte vierwöchige Sommererholung suchte, infolge Herzschwäche plötzlich verstorben.



it Carl Jentsch verliert das deutsche Schrifttum der Gegenwart einen seiner bemerkenswertesten und zugleich eigenartigsten Vertreter. Es ist nicht leicht, das Wesen eines Denkers von so ausgesprochener Individualität in kurzen Worten einigermaßen erschöpfend zu schildern. Die landläufigen Begriffe der Anschauungsrichtungen, das übliche Parteietikett können auf ihn, der immer nur er selbst gewesen, keine Anwendung finden.

Carl Jentsch war konservativ und auch nicht konservativ, sozialistisch und auch nicht sozialistisch; er trat dem Zentrum entgegen (soweit es sich ultramontan zeigte) und er lobte es; er kämpfte als liberaler Redakteur und übte zugleich Kritik am Liberalismus. Er saß mit seinen meisten Ansichten gewissermaßen stets zwischen zwei Stühlen und war nichts weniger, als einer, der den Mantel nach dem Winde hängt. Er hielt unentwegt fest an seiner Richtungslinie. Sie synthetisch zu erfassen bietet die Kenntnis des Lebensganges von Carl Jentsch die einzige Möglichkeit; das hat er wohl selbst gefühlt und darum als Unbekannter, der bekannt zu werden hoffte*) und nicht verkannt sein wollte, eine Autobiographie geschrieben (zwei Bände „Wandlungen“ bei Fr. W. Grunow, Leipzig 1896). Sie bedeutet über diesen Zweck hinaus ein Kulturdokument ersten Ranges.

Carl Jentsch, geboren am 8. Februar 1833, ist der Sohn eines evangelischen Buchbinders aus Landeshut in Schlesien, dessen Frau Katholikin war; als Dreizehnjähriger trat er aus freiem Entschluß zur katholischen Kirche über,

*) Nicht aus Ehrsucht, sondern um das Gute auszuwirken, das in ihm war!

um — Pfarrer zu werden. Am 22. April 1870 aber veröffentlichte er, nunmehr Kaplan in Liegnitz, eine Erklärung gegen das Infallibilitätsdogma und das damit zusammenhängende kirchenpolitische System. Der Antikultramontanist begann sich erstmalig in ihm zu offenbaren. Er geriet bald in noch stärkere oppositionelle Stellung, da ihm das Wirken der katholischen Presse gegen die Staatsregierung sowohl die Existenz des Deutschen Reiches als auch die Preußens zu gefährden schien. Aus dieser staatsstreuen Gesinnung heraus unterzeichnete er auch die Staatskatholikenadresse. Schließlich wurde der unruhige, unbequem selbständige Geist exkommuniziert. Dem Ausgestoßenen bot der Altkatholizismus eine Zuflucht: die Pfarre in Offenburg, später Konstanz und zuletzt in Reife. Aber der Altkatholizismus errang geringe Ausdehnung und wurde schließlich zu einem „verdünnten Katholizismus“, „der ebenso kritiklos genossen wird, wie der inhaltsreichere der alten Kirche“ („Wandlungen“, S. 394). Deshalb gab Jentsch 1882 nicht allzu schweren Herzens das Pfarramt auf und wurde Redakteur an der liberalen „Reiher Presse“, um schließlich auch diese Tätigkeit mit der des freien Schriftstellers zu vertauschen.

Zwei Hauptmotive des Handelns weist der Lebensgang von Carl Jentsch auf: Treues Staatsbürgertum und das „Katholiksein trotz allem“. Diese Wesensgrundlage, verbunden mit einem starken Gerechtigkeitsfönn, der all und jedes wirklich objektiv zu erfassen und zu werten strebt, geben eine zwingende Erklärung für Jentschs stets besondere Stellungnahme zu den Dingen des Tages, der inneren und äußeren Politik. — Wenn Jentsch in der Kulturkampfzeit oppositionell zur Kirche auftrat, so erstrebte er doch nicht etwa den Sieg des Staates über sie. Er sah vielmehr für den Staat unter den heutigen Umständen eine Lebensfrage darin, daß die Kirche unabhängig bleibt und dem Volke die reine Religion erhält. Die Gleichgewichtslage, wie sie zwischen den verschiedenen Konfessionen und den weltlichen Behörden in Schlesien vor 1870 bestand, bedeutete ihm das Ideal (s. „Geschichtsphilosophische Gedanken“). Er wünschte in dieser Beziehung unter Hinweis auf Fichte, der der Meinung ist, daß die Johanneskirche die petrinische und paulinische ablösen würde, es möchten die Konfessionen sich finden in johanneischer Gesinnung: Liebe und Innerlichkeit. Weder soll der Protestantismus siegen, noch der Katholizismus. Die konservative Grundstimmung im Wesen Jentschs achtet das historisch Gewordene gut und recht. Und so weist er ebenso energisch clerikale Übergriffe zurück, wie er die Gründung des Evangelischen Bundes für bedauerlich hält, oder in „Christentum und Kirche“ an Schäden des Papsttums ebenso wie an denen des Luthertums Kritik übt. In solchem Streben konnte Jentsch den Umschwung der Politik Bismarcks nach 1880 nur willkommen heißen. Mit der Aufhebung der Maigesetze begann die Periode des Fanatismus abzuebben und das Zentrum sich aus der reichsfeindlichen, vaterlandslosen Opposition zum positiven Mitarbeiter, wenn auch noch nicht zur Regierungsstütze umzubilden. Doktrinär sprach Jentsch zwar dem Zentrum die Existenzberechtigung ab, weil es den

Begriff „Partei“, d. i. Interessenvereinigung; nicht realisiert, indem es alle Berufsstände umfaßt und keineswegs, wie vielfach fälschlich behauptet wurde, kirchliche Gesichtspunkte zur alleinigen Richtschnur seiner Politik macht. Andererseits wünscht er sein Fortbestehen, weil es „den Rückgrat besitzt, der allen liberalen Parteien fehlt“ und die „Sache der Arbeiter maßvoller und darum wirksamer vertritt als die Sozialdemokratie“ („Die Partei“). Sozialpolitik aber muß, um die selbstverständlich notwendige Einfügung der Lohnarbeiter-schaft in den Staatskörper zu erreichen, dringend gefordert werden.

Der großdeutsche Jentsch hat ebenfalls seine ganz besondere Eigenart; er ist weder Alldeutscher noch Galatist. Die preußische Polenpolitik galt ihm von jeher verfehlt, die Zwangsgermanisation der Slawen, die mit Bismarcks Sprachenparagraphen ein unfruchtbares Bemühen. Deutschland braucht die Polen als Arbeiter. Sie zu enteignen ist daher nur ein Schnitt ins eigene Fleisch. Ihnen die deutsche Sprache aufzuzwingen, hat gar keinen Zweck. Sobald sie die Erfahrung gemacht haben würden, daß überall die Unkenntnis des Deutschen ihnen nicht nur hinderlich ist, sondern sie sogar vom Verdienst ausschließt, würden sie gar bald darum gebeten haben, es lernen zu dürfen. — Das mit Ausrottung bedrohte Polentum mußte notgedrungen sich zum Widerstande zusammenschließen, und die Wirkung der deutschösterreichischen Bestrebungen war das Gegenteil vom Erhofften. Die Lösung der Frage liegt für die Gegenwart in einem selbständigen Polen im Umfange des bisherigen russisch-polnischen Gebietes, das wirtschaftlich in unserer Hand ist. Das alldeutsche Hauptziel aber sollte sein, Ansiedlungsland zu schaffen. Deutschland neigt in seiner Entwicklung nach dem Industriestaate hin. Neben England ist ein zweiter reiner Industriestaat nicht möglich. Deutschland muß darum — auch aus dem allgemeinen Erfahrungsgesetze heraus, daß der reine Industriestaat kein Kulturideal ist — seiner landwirtschaftlichen Leistungsfähigkeit das Hauptaugenmerk zuwenden. Die Lösung dieses brennenden deutschen Agrarproblems bringt nun nicht etwa der Schutz Zoll für Getreide u. a., wie man gemeint hat; sie liegt vielmehr in der Richtung einer Reichsgrenzenerweiterung, in der Erwerbung von Ansiedlerkolonien und zwar nicht überseeischen, sondern binnen-europäischen. Wo aber wäre in Europa noch anbaufähiges Land frei? — Im Osten und Südosten, wohin Friedrich List und Rodbertus einst verwiesen. Damit ist der tragische Knoten eines Todfeindschaftsdramas ohnegleichen geschürzt: Deutschlands natürliches Ausdehnungsbestreben gen Osten prallt zusammen mit dem natürlichen Selbstbehauptungstrieb des riesenhaften russischen Reiches und dessen verständlichem Begehren nach eisfreien Häfen an der Ostsee. Der Krieg bleibt die einzige unabwendbare Folge. Er hätte kein Weltkrieg sein brauchen, wenn die deutsche Politik früher erkannt hätte, wo der eigentliche Feind zu suchen ist, und anstatt um die Freundschaft des Zarismus zu buhlen, Anschluß an die Westmächte gesucht hätte. Diese Gedanken wurden von Jentsch seit zwanzig Jahren immer und immer wieder propagiert in

Artikeln der „Grenzboten“ (siehe z. B. Heft 1 von 1915), der „Zukunft“, und 1905 in einer Broschüre, die er 1915 erweitert unter dem Titel „Der Weltkrieg und die Zukunft des deutschen Volkes“ herausgab.

Mit Erörterungen über Politik, Religion und Volkswirtschaft ist das von Jentsch bearbeitete Stoffgebiet bei weitem nicht erschöpft. Die „Grenzboten“-Leser werden sich gewiß erinnern, dem Namen Jentsch häufig begegnet zu sein unter Essays über Kulturphilosophie und -geschichte, Kunst und Literatur, Pädagogik und Psychologie oder als Rezensent. Jentsch las im Jahre durchschnittlich hundert Bücher. Jede seiner Besprechungen war ein Kabinettstück von Berichterstattung in kürzester, klarster Form und wissenschaftlicher Zuverlässigkeit. Seine im besten Sinne vollstümliche Art hat ihn als Mitarbeiter führender Zeitungen und Zeitschriften („Frankfurter Zeitung“, Wiener „Zeit“, „Grenzboten“, „Die Zukunft“, „Die Neue Rundschau“, „März“, „Kunstwart“, „Süddeutsche Monatshefte“ u. a. m.) über Deutschlands Grenzen hinaus Verehrer, Anhänger finden lassen, die fest zu ihm halten, trotz mancher Gegnerschaft im einzelnen, trotz mancher Absonderlichkeit, die eine durch und durch originelle Persönlichkeit eben hat und haben muß. — Friedrich Wilhelm Grunow ist das Verdienst zuzurechnen, Carl Jentsch gewissermaßen 1889 entdeckt zu haben, als dieser nach der kurzen Periode der Redakteurtätigkeit an der „Meißner Presse“ begann, freischriftstellerisch zu wirken. Der unbekannte Mitarbeiter der Provinzpresse wurde nun einem weiteren und intellektuellen Leserkreise, dem der „Grenzboten“, vorgestellt. Jentsch gedenkt dessen in seinen „Wandlungen“ mit besonderem Dank.

Mit diesen vorstehenden kurzen Hinweisen ist das Lebenswerk von Carl Jentsch nur oberflächlich gekennzeichnet; es ist so vielseitig, so umfangreich, daß der Raum einer mehrhundertseitigen Buchmonographie dazu gehört, um das Wirken dieses unscheinbaren Pfarrers a. D. im kleinen ober-schlesischen Städtchen Meißne entsprechend zu würdigen. Und neben so hohem sachlichen Verdienst steht das nicht minder hohe des Menschen, des Philanthropen in der Stille! Die Welt hat an Carl Jentsch nicht nur einen Weisen verloren, sondern auch einen Edlen.

